

Das Strahlen der göttlichen Dunkelheit

Der Regensburger Patristiker Prof. Andreas Merkt über das monumentale Kreuzgemälde «Die Rote Symphonie» von Axel Neumann, 2019

Etwas Ähnliches wie die Rote Symphonie muss vor fast 2000 Jahren der Seher Johannes auf der Insel Patmos gesehen haben. In seiner Apokalypse, der „Offenbarung“ oder „Enthüllung“, dem letzten Buch der Bibel, schildert er dieses Bild: Eine von innen heraus leuchtende Stadt, umgeben von einer Mauer aus durchscheinenden bunten Steinen, jedes Tor eine Perle, inmitten ein leuchtendes Lamm, alles erfüllt von göttlichem Licht (Apk 21,11-23). Um sich das farbgewaltige Schauspiel vorzustellen, das hier geschildert wird, muss man sich vergegenwärtigen, dass der Betrachter außerhalb der Mauern steht, das Licht aber von innen kommt und so die bunten und durchsichtigen Steine in allen Farben zum Leuchten bringt.

Das Licht Gottes ist kein Weißlicht. Es ist Feuer. Gottes Engel erscheint Mose in einer Feuerflamme in einem Dornbusch (Ex 3,2). Auf den Berg Sinai steigt er im Feuer herab (Ex 19,18). Er führt sein Volk beim Auszug aus Ägypten in einer Feuersäule (Ex 13,21-22). Als verzehrendes Feuer vernichtet er falsche Gottesbilder (Dtn 4,24). Der Seher Daniel sieht im Himmel ein göttliches Wesen auf einem Thron sitzen: „Sein Thron waren Feuerflammen, dessen Räder loderndes Feuer. Ein Feuerstrom floss und ging von ihm aus“ (Dan 7,9-10).

Das Licht Gottes lebt und regt sich, es fließt und frisst, flackert, tanzt und lodert. Und es schillert und spielt mit Farben. Es züngelt in Tönen von Rot, aber auch mit Spuren von Orange, Blau und Grün. Die transparenten Steine der Johannes-Vision umfassen fast das gesamte Farbspektrum von dunkelviolet bis gelbgrün. Dabei dominieren die Rot-Töne. So sahen es auch die Buchmaler, die die Apokalypse-Handschriften illustrierten. Ihre himmlische Stadt schillert meist rot, oft mit Orange gemischt.

Die bunt leuchtende Stadt der Apokalypse ist quadratisch. Die Rote Symphonie ist in Form eines Kreuzes mit Rauten choreografiert. Beide eint die Zahl Vier: vier Ecken und Kanten. Die Raute erscheint obendrein vierfach in den Armen des Kreuzes. Vier Himmelsrichtungen zeigt die Windrose. Vier Extremitäten hat der Mensch. Es ist die Zahl der Fülle, Ganzheit und Vollkommenheit.

Wie die Vier hat auch das Kreuz universale Bedeutung. Es steht für die Welt und den Menschen. Schon Plato meinte in seiner Schrift Timaios, die Welt sei durch die Kreuzform, den griechischen Buchstaben Chi (X), geprägt und die Seele sei an dieses Kreuz geheftet. Für die Ägypter symbolisierte das Kreuz in Gestalt der Hieroglyphe Anch das Leben. Und Christen

sahen darin ein Bild für den Menschen, der mit ausgebreiteten Armen betet, und besonders für Jesus, den neuen Menschen. Für sie wurde das Kreuz zum Inbegriff der Versöhnung von Gott und Mensch, dadurch erwirkt, dass Jesus sich zwischen Himmel und Erde ausspannen ließ, um das Marterkreuz, Symbol des menschlichen Leidens, in ein Lichtkreuz, Zeichen des Sieges über den Tod und alles Böse, zu verwandeln.

Wie in anderen frühchristlichen Visionen wird der Seher der Apokalypse durch einen Engel geführt. Dieser Geleit- und Zeige-Engel verdeutlicht, dass der Sehende ganz Nehmender ist. Er ist nicht aktiv. Nicht das Auge erblickt, erfasst und erschließt seinen Gegenstand, sondern ihm erscheint, ihm zeigt und eröffnet sich etwas. Eigentlich keine Vision, kein Sehen. Eher eine Epiphanie, eine Erscheinung. Der Seher nimmt, vernimmt, nimmt wahr. Das Bildwerk strahlt. Es gibt, es wirkt, es kommt auf ihn zu und ihm entgegen, Zukunft und Gegenwart zugleich.

Hat Johannes auch solche weißen Figuren, Chiffren, Ziffern, Zeichen wie in der Roten Symphonie gesehen und sie als Engel gedeutet? Führer durch die andere Welt? Zeigende und weisende Finger? Oder entsprechen sie eher dem, was Johannes als das strahlend weiße Fell des geschlachteten Lammes beschreibt? Oder sind es die weißen Gewänder der Paradiesbewohner, die in fast allen christlichen Jenseitsvisionen auftauchen? Von denen der Seher Johannes sagt, dass sie gewaschen und weiß gemacht wurden im Blut des Lammes (Apk 7,14)? Weiße Stoffe also, herausgewrungen aus einem Bad von Rot.

Visionen sind originell. Und zugleich traditionell. In einem Bereich, in dem auch Einbildung, Illusion und Täuschung möglich sind, belegen die Gemeinsamkeiten die Echtheit. Das hat der Apokalypse-Forscher Klaus Berger für jüdische und christliche Visionen der Antike herausgearbeitet: „Die Stabilität und Wiederholbarkeit der Elemente schützt den Gesamtbereich vor Zweifeln.“

Axel Neumanns Kunst gründet in einer Höhlenerfahrung. Wie ist der Seher Johannes zu seinen Visionen gekommen? Wir wissen es nicht sicher. In der Bibel steht nichts darüber. Aber auf Patmos zeigt man heute noch wie schon in der Antike eine Höhle, in der er die Visionen erhalten haben soll. Auch andere Visionäre kamen zum inneren Sehen in äußerer Dunkelheit. Der Prophet Elia „ging in eine Höhle und verbrachte dort die Nacht. Und das Wort des Herrn kam zu ihm“ – heißt es im ersten Buch der Könige. Die Offenbarung Gottes am Sinai ist mit einem Felsspalt verbunden, den der Kirchenvater Gregor von Nyssa „ein himmlisches, nicht von Händen gemachtes Haus“ nennt.

Nicht immer waren es Höhlen. In den großen Gottesbegegnungen der Bibel kommt eine Wolke, die die Menschen überschattet. Diese Wolke hüllt den Berg Gottes, den Sinai, in Dunkelheit. Eine Wolkensäule geleitet das Volk Gottes beim Auszug aus Ägypten. Und nachts leuchtet sie, um den Weg durch das Rote Meer und die Wüste zu weisen. Sie umhüllt Jesus auf dem Berg der Verklärung. Sie nimmt ihn auf, als er die Erde verlässt. Und in der Apokalypse des Johannes sehen wir ihn auf Wolken wiederkehren.

Wolken kommen und gehen. Höhlen bleiben. Und deshalb gewannen Höhlen für die religiöse Praxis eine enorme Bedeutung. Als aufsuchbare Randzonen der Wirklichkeit, Pforten in eine andere Welt, Schwellen in neue Räume. Schon früh verehrte man in Bethlehem die

Geburtsgrotte, bald auch die Grabhöhle Jesu. Bis heute suchen Pilger im Heiligen Land nicht nur die Höhlen des Alten Testaments auf, die Grotten von Abraham, Elia, Mose und den Jakobssöhnen, sondern auch Höhlen des Neuen Testaments – und das, obwohl die meisten von ihnen in der Bibel gar nicht erwähnt werden. Das gilt für die Geburtsgrotte, aber auch für die Berghöhle der Seligpreisungen und eine Grotte am Ölberg, wo Christus über das Ende der Welt gesprochen haben soll – Orte, die, wie Blake Leyerle in einer Studie über antike Pilgerlandschaften schreibt, dazu dienen, „die Bibel zu erweitern um Ausblicke tieferer spiritueller Einsicht.“

Die frühchristliche Seherin Perpetua saß in einem dunklen Gefängnis, als sie Visionen erhielt. Antonius der Ägypter zog in eine Grabhöhle und dann in eine Festung. Simeon, der syrische Säulenheilige, bewohnte eine Zeitlang eine Zisterne und später ein zugemauertes Haus. Benedikt von Nursia meditierte in einer unzugänglichen Grotte hoch über einem See in einer Felswand. Sie alle haben sich in die Dunkelheit begeben, um zu sehen, haben sich äußerlich eingeschlossen, um ihr Inneres zu öffnen. Das schwarze Gewand des Mönchs deutete man dann auch als Symbol für die verborgene, lichtlose Höhle, in die der Mönch sich zurückziehen soll.

Der Prophet Elia begegnet Gott nicht im Unwetter, nicht im Erdbeben, sondern, wenn man wörtlich aus dem Hebräischen übersetzt, in der „Stimme eines Nichts“. Nicht in Lärm und Lichtreizen, sondern unsinnlich und übersinnlich. „Unkörperliches übersteigt die Sinneswahrnehmung,“ sagt Gregor von Nyssa, „und wir erkennen es, wenn wir uns unserer Sinne entledigen.“ Das wirkliche Sehen setzt offenbar ein Dimmen des Lichtes, ein Ausschalten der äußeren Sinne voraus, damit das innere Auge sehen kann. Entsprechend lautet der Rat eines Meisters: „Lass alle Sinne und Tätigkeiten deines Verstandes und alle mit Sinnen und Verstand wahrnehmbaren Dinge hinter dir, (...) damit du emporgetragen wirst (...) in das überwesentliche Strahlen der göttlichen Dunkelheit“ (Pseudo-Dionysios Areopagita).

Das innere Auge, das dieses überwesentliche Strahlen der göttlichen Dunkelheit wahrnimmt, ist nicht nur ein Seh-Organ. Es umfasst alle Sinne. Die Seher riechen Blumendüfte und Weihrauch, spüren Umarmungen und Windhauch, schmecken süße Speisen, hören göttliche Worte, Engelgesang und das Rauschen des Windes. Alle Sinne wirken zusammen. Was als einzelne Wahrnehmungen geschildert wird, was im Nacheinander des Erzählens gar nicht anders als separat aufgezählt werden kann, was nachträglich im Versuch der Beschreibung in einzelne Sinneswahrnehmungen aufgeteilt wird, ist ursprünglich eine zusammenhängende multisensorische Erfahrung.

Die Verbundenheit der Sinne, die Synästhesie, die ganzheitliche Wahrnehmung hält Gregor von Nyssa für eine göttliche Eigenschaft: „Gott ist nicht in Wahrnehmungsfähigkeiten aufteilbar, wie wir es sind, deren Sinne ihre entsprechenden Gegenstände separat erfassen. Zum Beispiel erfasst das Sehen das Sehbare, das Gehör das Hörbare, so dass der Tastsinn nicht schmeckt und das Gehör nicht Düfte und Gerüche wahrnimmt, sondern jeder Sinn sich auf die Funktion beschränkt, zu der er von der Natur bestimmt ist, und für diejenigen Dinge unempfindlich bleibt, zu denen er keine natürliche Entsprechung hat, und unfähig ist, die Lust zu erfahren, die durch seinen Nachbarsinn genossen wird. Aber bei Gott ist es anders. Alles in

allem ist er zugleich Sehen, Gehör und Erkenntnis – und hier hören wir auf, denn es ist nicht gestattet, die animalischeren Sinneswahrnehmungen jener edlen Natur zuzuschreiben“.

Die Höhle, der Hohlraum, eine Aussparung, gekennzeichnet dadurch, dass hier nicht ist, was darum herum ist. Ein Fehlen von Etwas. Ein umschlossenes Nichts. Eine begrenzte Leere. Sie ist ein herausragendes Symbol für die grundlegende spirituelle Übung, die man in der christlichen Tradition Kenosis nennt: Das Leerwerden, die Entleerung des eigenen Selbst, um Raum zu schaffen für ein Geschehen, ein Kommen von etwas Unbegreiflichen und Unverfügbaren.

Die Höhle ist deshalb auch das Symbol eines Sterbens, eines Abtötens von dem, was stört und hindert. Ein Grab, in dem man gegenüber der Welt und auch sich selbst gegenüber stirbt. Stirbt, um zu leben. „Wenn du stirbst, bevor du stirbst, wirst du nicht sterben, wenn du stirbst.“ So beten jeden Tag die Mönche auf dem Athos.

Aus der Höhle entsteht neues Leben. Sie ist nicht nur Grab, sondern auch Mutterleib. Und darin leuchtet die Welt, durch die Hülle von Haut und Blut hindurch, wie eine rote Symphonie.

Prof. Dr. Andreas Merkt *Inhaber des Lehrstuhls für historische Theologie an der Universität Regensburg. Herausgeber von „Das frühe christliche Mönchtum“, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2008*